

(Nachdruck verboten.)

5]

## Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Als der Bruder vor zwei Jahren ins Leben ging, wie hatte Otto ihn zuerst beneidet! Mit besorgtem Eifer las er seine Briefe sehr genau, ob er nicht vielleicht auch auf den Gedanken käme zu genießen, und für das Eisenwerk eines schönen Tags danke.

Er lachte höhnisch, verächtlich auf. Die Gefahr bestand wenigstens nicht. Der lebte nur in seinem Berg- und Hüttenfach, der träumte nur davon, wie er das Eisenwerk übernehmen und in die Höhe bringen würde. So ein Narr. So ein Erz Narr!

So mußte er denn ruhig aushalten in diesem elenden Nest mit dieser Frau. Wollte es einmal gar zu sehr über seine Kraft gehen, dann schrieb er dem Bruder einen langen Brief, wie er es anstellen müsse, sobald wie möglich fertig zu werden. Er solle nur ja nicht lumpen und seine Kräfte zersplittern, sondern fleißig arbeiten, arbeiten!

Magdas Gatte streckte sich, schlug auf seine festen Schenkel und lief dann wieder knurrend durchs Zimmer.

Aushalten! Aber wie? Er lächelte und zeigte dabei alle Zähne, die so fest und weiß in dem roten Zahnfleisch saßen. Zähne wie Raubtiere, sagten die Leute bewundernd. Er trat ans Büffett und schenkte einen Cognac ein, den er schnell hinunterstürzte.

Wie er sie alle lächerlich fand, die Beamten in dem kleinen Städtchen, Aber er mußte doch Trinkumpane haben, und bessere gab es hier nicht.

Wie sie alle so selbstzufrieden und genügsam da saßen und sich wunderwas dünkten, diese Amtsrichter, Ärzte, Lehrer und all' die „Federfuchser“.

Unter diesen Begriff fiel für ihn alles, was geistig arbeitete, ohne damit viel Geld zu verdienen. So geistig arbeiten war in seinen Augen das lächerlichste, armseligste, was es gab. Das hieß nur, schlaffe Muskeln, welkes Gesicht, kurzfristige Augen, beengte Brust, dünne Veine, Asthma, Rheumatismus und derlei mehr bekommen.

Er trank noch einen Cognac. Dann aber schalt er sich selbst. Nicht aus irgend welchen moralischen Gründen, sondern weil er manchmal fürchtete, er könne dadurch seinen Körper mehr schwächen, als ihm nachher lieb sein würde.

Er wollte das nicht, er wollte alle Kräfte möglichst aufsparen, bis er „frei“ war. Nur ab und zu die Ventile ein klein wenig öffnen, daß er nicht einfach in die Luft flog. Aber nicht mehr.

Er beschloß, heute abend nicht in das Städtchen zu fahren; den Amtsrichter konnte er ja auch morgen noch fragen wegen der Frau Schmidt.

Um keinen Preis sollte ihn das Nest unterkriegen, auch das Trinken sollte ihm seine Genügsamkeit für später nicht rauben.

Jetzt wollte er wieder einmal einen Brief an den Bruder schreiben, daß er sich gefälligst beeilen solle. Das beruhigte ihn immer sehr.

Nur noch einen Schluck Cognac vorher, daran würde er schon nicht sterben. Dies ewige Grau in Grau da draußen, diese ewigen trüben Wolken, immer dieser Nebel, das war ohne Cognac überhaupt nicht zu ertragen. Und dabei so ne Frau!

Als er den Cognac getrunken, gestand er es sich selbst, sie war doch eine arme Frau.

Es ging laut zu auf dem Eisenwerk. Aber das genierte ihn nicht. Er litt nicht an Nerven und war stolz darauf.

Hier standen Leute und luden Defen in Eisenbahnwaggons, denn die Fabrik hatte ihr eignes Geleise, auf dem die beladenen Wagen zum Bahnhof des Städtchens geschoben wurden.

In der Schlosserwerkstatt klopfte und hämmerte es. In der Formerwerkstatt sprühte und zischte es, wenn das glühende Eisen in die Formen gegossen wurde. Da drüben hobelten die Schreiner an den großen Kästen, in denen die Form abgenommen wurde. Andre luden Sand aus für die Formkästen.

Am geräuschvollsten aber ging es beim Hochofen zu. Da zischten die langen, glühenden Eisenstäbe wie böse Schlangen, um mit Windeseile mit schweren Hämmern bearbeitet, von großen Zangen gefaßt, ins Wasser gezogen zu werden. Es gehörte große Geschicklichkeit dazu, diese eisernen Riesenschlangen, die lebendig schienen, so wanden sie sich und wehrten sich, mit den Zangen an den rechten Ort zu leiten. Es war, wie wenn wilde Tiere gebändigt werden sollten. Ein aufregender Anblick.

Ueber den großen Hof liefen alle möglichen Menschen, schweißtriefend, geheht, denn die meisten arbeiteten im Accord. Da galt es, jede Minute auszunutzen, um möglichst viel zu verdienen.

Als der „Herr Direktor“ kam, hielten sie aber doch einen Augenblick ein, um zu grüßen. Er erwiderte den Gruß selten, heute überhaupt nicht. Nicht aus böser Absicht, sondern weil ihm alle diese Menschen ungeheuer gleichgültig waren, nur als geldverdienende Maschinen in Betracht kamen.

Er dachte an ganz andre Dinge als an diese während der Arbeit kaum menschenähnlichen Defen. Er dachte an das Café National, an die Amorsäle, Wintergarten, Apollotheater und dergleichen. Er hielt sich sogar den „Berliner Lokal-Anzeiger“, was solchen Gedanken natürlich immer wieder neue Nahrung gab.

Auf seinem Schreibtisch lag ein Brief. Er ließ die ganze Post hier abgeben, nicht in seiner Wohnung, auch die Privatpost. Man konnte nie wissen, ob nicht doch einmal ein Schreiben darunter war, von dem seine Frau gar nichts zu sehen brauchte, auch die Adresse nicht.

Der Brief trug eine ihm unbekante Handschrift. Er öffnete den Umschlag hastig, wie Leute, die immer auf etwas warten, wenn sie auch selbst nicht genau wissen, worauf eigentlich.

Er war sehr enttäuscht. Der Brief enthielt nur die Nachricht eines Berliner Bekannten, daß er auf einige Tage hierher käme und sich freuen würde, ihn bei der Gelegenheit einmal wieder zu sehen. Er komme, wahrscheinlich schon übermorgen, Studien halber.

Sie hatten seiner Zeit in Berlin manches Abenteuer gemeinsam ausgekostet, denn er war kein Spielverderber und ortskundig. Aber er war halt auch ein „Federfuchser“.

Am liebsten hätte Otto gar nichts mit ihm zu thun gehabt, wenn er hierher kam. Doch das ging nun nicht an, da er in Zeitungen schrieb. Wer weiß, was das gab, wenn er ihn gewähren ließ.

Der Mensch hatte natürlich „sociale Interessen“, das war ja eben Mode bei allen, die nichts von solchen Sachen verstehen. Wahrscheinlich waren es also sociale Studien, die er hier machen wollte. Hol's der Teufel! Das fehlte noch.

Na, er wollte ihm da schon behilflich sein. Zu dem Zweck war es schließlich am allerklügsten, er ließ ihn auch noch bei sich wohnen. Da hatte er ihn am besten an der Hand.

Er schrieb an seinen Bruder, schlenderte durch die Fabrikräume und ließ die Meister Bericht erstatten. So „arbeitete“ er bis gegen sechs. Dann ging er hinüber, um seiner Frau Mitteilung von dem bevorstehenden Besuch zu machen.

Er fand sie im Wohnzimmer, gebeugt über alte Nummern des „Lokal-Anzeiger“. Sie hatte sich ganz heiße Backen angelesen.

Er war nicht wenig verwundert. Hatte die auch Appetit auf so was? Er hätte laut lachen mögen.

Sie, dies Persönchen! Es war wohl nur Langeweile. Otto sagte ihr das Nötige. Er sprach sehr höflich, er wollte, so lange der „Tintensch“ da war, sich überhaupt möglichst zusammennehmen, daß er ja nichts merkte, wie es zwischen ihm und Magda stand.

Sie sah interessiert auf. „Woher ist er denn?“

„Aus Berlin.“

„Berlin . . .?“

Wie sonderbar sie das Wort aussprach.

„Woher denn sonst? Alle anständigen Menschen wohnen in Berlin . . . Nur ich muß in diesem Nest versauern,“ knurrte er.

Sie starrte in die Ferne, nach „Berlin“.

„Es ist Dir vielleicht auch 'ne ganz gute Abwechslung,“

also nimm Dich zusammen und sei vernünftig. Ich will mir auch Mühe geben."

Sie sah ihn an. Das war ein ganz ungewohnter Ton aus seinem Munde.

"Was ist denn Dein Freund?"

"Jederjuchser. Schreibt allen möglichen Kram. Ich kenne das Zeug nicht."

"Dichter?"

"Auch dazu halte ich ihn für fähig. Jedenfalls ist er ganz anders als ich. . . . Vielleicht gefällt er Dir. Also sei fidel!" Er ging wieder.

Ganz anders ist er, dachte sie, ganz anders. Wie denn wohl?

Vielleicht weiß der einen Rat für mich, schloß es ihr durch den Kopf. Sie lächelte matt. Er war ja doch ein Freund ihres Manns, da würde er schon nicht gar zu anders sein.

Draußen knarrten die Stiefel immer noch. Jetzt hielten sie einen Augenblick ein.

Der Abenddämmerzug sauste vorbei.

Er slog nur so, daß er ihn ja nicht verfehle, den Anschluß nach Hamburg.

II.

Am andern Morgen, es war ein Sonnabend, lagen die Nebel so dicht im Thal, daß es gar nicht Tag werden konnte.

Sie bewegten sich nicht mehr schwerfällig über die abgemähten Wiesen, sie eilten auch nicht, vor den Sonnenstrahlen zu entfliehen, denn es kamen keine. Sie standen fest und ruhig und füllten das ganze Thal mit dichtem, grauweißem Dunst, der nach dem Eisenwerk roch.

Nicht drei Schritte weit konnte man sehen.

Menschen tauchten draußen wohl einen Augenblick auf, verschwanden aber sofort wieder im Nebel. Man hörte wohl noch eine Weile einen schweren Tritt, aber sehen konnte man nichts mehr.

Das ganze Dorf war so über Nacht gleichsam blind geworden.

(Fortsetzung folgt.)

**Sonntagsplauderei.**

Freunde! Es geschähen jetzt Geschichten,  
Daß ich reimen muß beziehungsweise dichten,  
Um meiner Seele Aufregung  
Zu bringen in patriotischen Schwung!  
Glaubt Ihr, ich werde den Wilow preisen-  
Oder die andren Chinawaisen,  
Die durch Blei in Bäumen und Schädeln  
Die gelbe Masse haufenweis veredeln?  
Auch dem Waldersee wird's nicht gelingen,  
Mich zu veranlassen, ihn anzufingen,  
Obzwar er mit Mähnen Pappenstreich  
Niederhaut ganz China zur Leich;  
Der Mann ist mir leider zu asbesten,  
Ich kann ihn in meinem Liebe nicht rösten.  
Aber überhaupt ich stimme meine Leier  
Gar nicht zu einer Freudenfeier.  
Vielmehr muß ich beweglich stöhnen,  
Mit des Freijuns bestenöhnen,  
Die mit den sämtlichen Idealen  
Leiden schmerzvolle Todesqualen.  
Rappelt nur noch — verdorrt die Säfte —  
Das freie Spiel der Freijunskräfte,  
Aus ist's mit den Aktionären,  
Die in hehren Sankt Manchester-Chören  
Preisen die beste aller Gemeinden —  
Ein Schreden den roten und blauen Feinden!  
Aus ist's mit dem Bürgerstolz,  
Das grüne Reis ward dürr's Holz,  
Und sogar der große Spinola  
Erstarre zu einer Kastandra,  
Die dieser liberalen Welt  
Den Grabspruch in die Ohren gellt:  
O meine Weltstadt, o Berlin —  
Dein Glanz ist hin!  
Aber ich will der Reihe nach weinen,  
Was ich eigentlich thun meinen.  
Also hört, Ihr trüben Geister,  
Von dem undankbaren Bürgermeister,  
Brinkmann, dessen Wund und Rai'  
Schönen könnt Ihr in der Leipzigersträß'  
Bronzegold photographiert,  
Sündenschwer und ungeniert,  
Aus dem dunkel-dustervollsten Osten  
Zum Berliner Bürgermeisterposten.

Brinkmann ward aus Licht gebracht,  
Wie die Kohle aus dem Schacht,  
Jeder Mann war voll Vertrauen,  
Daß er ließe sich gut verdauen,  
Weil er doch verpflichtet zu Dant  
Für das große Avancement,  
Und kein Mensch so bar ist von Gemüt,  
Daß er nicht für freie Bürger gliht,  
Dresslich auch ward's erst erledigt,  
Schnelle ward der Mann bestätigt,  
Weil selbst Herr von Rheinebaben  
Wollte diesen Brinkmann haben.  
Und die Stadtverordneten voll Nahrung,  
Warteten der amtlichen Einführung,  
Und sie schmalzten schon die Zungen,  
Wie bald werde ihr Lob geingen,  
Wie sie aller Tugend Zierde  
Braunten nur in einziger Begierde,  
Opferwillig für das Wohl der Stadt  
Selbstlos sich zu radern matt;  
Wie er, Brinkmann, dankbarlich  
Schätze glücklich, selig sich,  
Daß die Stadtväter gerad ihn  
Würdigten der Leitung von Berlin,  
Der erhab'nen Residenz,  
Wo ein leuchtender Bürgerkrenz,  
Bürgerstolz und Bürgerfreisinn  
Schufen selbst im Junterpreußen  
Mittels Weisheit, warmem Herz und Fleiß  
Ein Gemeindepavadeis!  
Also sie im Geiste lauschten  
Ihres Ruhmes sanftem Rauschen,  
Und die große Stunde naht —  
Jauchzet — Brinkmann steht parat,  
Brinkmann redet — Ruhe! Sehen! —  
So, jetzt wird er Euch ergehen:  
„Meine Herren!“ (Bravo!) Brinkmann spricht,  
„Erwarten Sie von mir keine Rede nicht,  
„Ich will Ihnen nur ganz bescheiden,  
„Ein paar Gedanken unterbreiten.  
„Meine Herren! Ich bin zwar aus Königsberg,  
„Halte Berlin aber doch für'n Zwerg,  
„Die freisinnige Wirtschaft hier zu Lande,  
„Das ist — verzeihen Sie — 'ne Schande.  
„Sie kennen hier an der Spree  
„Noch nicht das sociale Abo.  
„Sie haben Ihre Pflicht in den schweren Nöten  
„Geradezu mit Füßen getreten.  
„Sie liefern die Armen und Aermsten an's Messer  
„Dem hausbesitzenden Mietefresser.  
„Fürwahr, ich wurde vor Jorn blutrot  
„Ueber die schändliche Wohnungsnot.  
„Sie ist Ihre Sünde, sie ist Ihre Schuld,  
„Warum hat man so viel Geduld,  
„Diesen schenklischen Wucher zu hehlen  
„Und das Elend selbst zu bestehlen,  
„Die Luft zu rauben und das Licht der Erden —  
„Ich sage Ihnen, das muß anders werden.“  
So sprach Herr Brinkmann — das giebt ein Stammen,  
Ein Alidewechseln, Wispern, Rammen.  
Der Singer und der Borgmann freien  
Sich offenkundig über diesen Neuen,  
Die andren aber wegen die Stühle  
O diese schlimme Oltoverschwüle! —  
Und alle, so da Häuser besitzen,  
Beginnen grausamlich zu schwoigen.  
Herr Brinkmann indessen mild und heiter,  
Spricht weiter:  
„Zu zweit — das heiß ich — man brechen soll  
Der Straßenbahnen Raubmonopol.  
Die Stadt soll Herr sein auf ihren Wegen,  
Und sich nicht selber in Fesseln legen.  
Wir lassen uns nicht auf den Köpfen tanzen  
Von den Aktionären und ihren Schranzen.  
Es soll nicht fürder die Willkür gelten,  
Zu Tode zu schinden die Angefallten,  
Wir sind nicht der Herren Karren und Diener —  
Nieder, ruf' ich, die Große Berliner!“ . . .  
Der Singer und der Borgmann grinsen;  
Die andern wimmern: Weh, unsre Jinsen!  
Wir sind verraten, wir sind pleite —  
Der Brinkmann ist nicht for unsre Leutel  
Noch niemals so entgeistert sah  
Man den Monnmen und den Spinola  
Und selbstien sogar der Hugo Sachs  
Fühlt sich wie ein begoff'ner Dachs.  
Dann aber schwall der Entrüstung Flut,  
Und in gewaltigem Geldemmut  
Guben sie an ein wildes Rumoren —  
Da hat der Redner den Faden verloren,  
Zwar hat ihn noch mancherlei geächt,

Doch hat er es lieber hintergeschickt,  
So daß seine schöne Buhpredigt  
Erst sehr stellenweise erledigt!

Dem Freisinn aber ist voll Zorn  
Die fromme Denkartmüß gegorn,  
Und von Groll und Haß verzehrt  
Hat er geschwungen das Racheschwert  
Warum ward bestätigt so schnell  
Dieser umstürzlerische Gesell?  
Warum hatte die Behörde,  
Diesmal erhoben keine Beschwerde?  
Musste die Obrigkeit nicht schütten  
Vor dem Brinkmann, die Aktien besitzgen?  
Revanche für die Vestätigung! —  
Der Schlachtruf stürmisch da erkling,  
Und als sie dann im geheimen tagten,  
Sie — einen Glückwunsch verjagten!

Joc.

### Sudermanns „Johannisfeuer“.

(Lessing-Theater.)

Die Begleiterscheimungen der Premiere waren die üblichen: ausverkauftes Haus für mehrere Tage, sinnloser Andrang des Publikums — sinnlos, weil man die Kunst eines Stücks ja auch in einer späteren Vorstellung genießen kann. Es ist an und für sich beschämend, gekuzte Menschenmassen zu sehen, die um der lieben Eitelkeit willen dabei sein wollen. Es ist doppelt beschämend, wenn eine solche Bewegung auf das Gebiet der Kunst übergreift. Auf diesem Gebiete sollte man Ruhe und innere Sammlung finden — und dann beherrschen es Geschwätz und Pfauenprunk der Eitelkeit.

Die ersten drei Akte verliefen recht gut, und ich freute mich bereits auf ein geschickt gearbeitetes Theaterstück — sündemalen wir in dieser Zeit von Salz und Brot um die Theaterstücke doch nicht herumkommen. Auch freute ich mich darauf, endlich einmal wieder etwas von der dichterischen Begabung zu sehen, die Sudermann in seinen letzten Arbeiten ja ohne Zweifel bewiesen hat. Nicht etwa, weil ich einen wirklichen künstlerischen Genus erwartete — die Illusion ist mit manchen andern längst dahin. Des Lebens ungemischte Freude wird einem bei Herrn Sudermann nie zu teil. Es schien mir aber nicht völlig gleichgültig, ob der bekannteste Poet der Deutschen — eben Herr Sudermann — sich als ein spärlich begabter Dichter oder als ein völlig leerer Kopf zeigen würde. Ich habe ein nationales Schamgefühl, von dem ich nicht ganz losgekommen bin, obwohl ich bereits eine ganze Weile Theaterkritiker bin.

Das wußte ich freilich auch nach den ersten drei Akten, daß es sich schließlich — wohlgemerkt: schließlich — bei dem ganzen Stück um einen gewöhnlichen Kluff handelte. Der ganze Konflikt war schließlich — wohlgemerkt: schließlich — ein blaue Lüge, da der Held sich ohne jeden ersichtlichen Grund mit einem Mädchen verlobt hatte, das er gar nicht liebte. Die Verlobung war nicht vom Leben herbeigeführt, sondern von Herrn Sudermann arrangiert, der sie brauchte. Ich wußte also auch, daß am nächsten Tage, wenn die matten Farben des Stücks (nur die Bühnenlampen verleihen ihnen einige Helle) erloschen sein würden, ein grämliches Mißvergügen kommen müßte. Hedda Gabler spricht von „Wallblumen am andern Tag“ und will damit einer schalen und staubigen Stimmung Worte leihen. Sie hätte auch jagen können, wie ein Theaterstück — am andern Tag“.

Ich hatte meine Hoffnungen also eben nicht hoch gespannt, aber doch allzu hoch. Im letzten Akt erlebten wir einen geistigen Bankrott, wie ich ihn selbst im Theater lange nicht erlebt habe. Hier zeigte sich Herr Sudermann nun doch als der leere Kopf, der er wirklich ist. Der Konflikt beruhte zwar auf einer Täuschung, aber er wollte doch, daß wir an ihn glauben sollten. Wie er nun im letzten Akt diesen Konflikt durchsicht — ach was, wie er ihn in Seichtigkeit und Unsinne hineinredet — das war von einer Tapferkeit und Intelligenz, die er sich am Ende als erster Vorstehender des sogenannten „Goethebundes“ angeeignet hat. Ich hatte immer den Eindruck, als räsonniere hier ein Dramatiker mit der philosophischen Bildung — gab es nicht eine Zeit, in der man vom Dramatiker philosophische Bildung verlangte? — etwa eines Friseurs. Früher pflegten die Dichter — einige auch wohl heute noch — in solchen Konflikt etwas mehr drauf gehen zu lassen. Zeit und Leidenschaft sind pauvre geworden.

Die Fabel ist bald erzählt. Ein polternder ostpreussischer Gutsbesitzer — sie poltern immer noch, die Gutsbesitzer — hat die Schulden seines adligen Schwagers bezahlt. Er selbst ist bürgerlich, wodurch die interessantere Gegenüberstellung eigentlich erst die rechte Kraft gewinnt. Nach dem Tode des Schwagers nimmt der Polternde, aber Ehrliche, den hinterlassenen Sohn ins Haus. Er — der Alte — wird als eine Seele von Mensch geschildert, was ihn aber gar nicht daran hindert, den adolphtischen Reffen in der insamsten Weise zu kränken. Das widerspricht sich eigentlich, aber Herr Sudermann braucht zwischen den beiden einen Gegensatz — also! Der Reffe nimmt nun bereits seit seiner Primanerzeit kein Geld vom Onkel mehr an. Er bringt sich selbst

durch und soll, sobald er selbständig ist, die Tochter des Hauses heiraten. Nun kommt ein Konflikt, der mir in der Zeit des verschuldeten Großgrundbesitzes ein lichter Blick zu sein scheint. Der Onkel will durchaus — durchaus! — seiner Tochter eine Mitgift geben und der Reffe will sie durchaus — durchaus! — nicht haben. Er ist eben ein ungewöhnlich starker Charakter — in den ersten Akten. Im letzten Akt gleicht er es wieder dadurch aus, daß er zu einer ungewöhnlich feigen Meinne wird. Im Haus des interessanten Onkels lebt nun ein phantastisches Wesen, das man — o Poesie! — das „Heimchen“ nennt. Sie ist die Tochter eines verkommenen litauischen Straßenvibes und hätte ein interessantes, ja sogar ein wildes und ergreifendes Geschöpf werden können, wenn sie das Glück gehabt hätte, wirklich von jenem Straßenvibe zu stammen. So stammt sie nur von Herrn Sudermann. Eigentlich liebt nun der Reffe, der die Mitgift nicht will, das Heimchen. Eigentlich liebt sie ihn auch — aber wie das so gehen kann, sie haben sich nicht gefunden. Das ist verständlich. Ganz und gar unverständlich aber ist es, warum der Reffe sich mit seiner Cousine Trude verlobt, die er gar nicht liebt. Die Mitgift will er nicht und daß es ihm nur darum zu thun sein könnte, Familienvater in einem liebeleeren Haus zu werden, ist eigentlich auch nicht anzunehmen. Wenn er gehandelt hätte, wie er nach den Bedingungen seines Charakters hätte handeln müssen, wäre er frei geblieben, und das ganze Stück wäre nicht zu stande gekommen. Aber zum Hecker — Herr Sudermann wollte doch ein Stück schreiben, und so kriegt der Reffe, der die Mitgift nicht will, eine Braut, die er auch nicht will. Er ist eben ein ungewöhnlich starker Charakter. In der Nacht vor der Hochzeit gelangt dieser erschütternde Konflikt zum Ausbruch. Das Heimchen und der Reffe finden sich, und das Heimchen giebt sich ihm hin. Am nächsten Morgen herrscht ein allgemeiner Zustand des Staters. Bonn (der Reffe) hatte sich so gleich geschminkt, daß ich anfangs glaubte, er wolle sich erschießen. Das thut er aber keineswegs. Nachdem eine Weile in jammervoller Weise hin- und hergezappelt wird, verläßt er das Mädchen, das er liebt, um der Pflicht gegen ein Haus zu genügen, dem er längst selbständig gegenüberstand, und das niemals von ihm verlangt hat und auch wirklich nicht verlangen konnte, die Trude zu heiraten. Das Heimchen, das eigentlich eine wilde Rage ist, entsetzt, als wenn sie eine sanfte Taube wäre. Der Herr Reffe, wenn ich mir die Bemerkung gestatten darf, handelt schließlich auch ein wenig wie ein Schuft und verdient die bürgerliche Glorie nicht, die schließlich sein Haupt umstrahlt. Im gewöhnlichen Leben haben nächtliche Liebeszenen mitunter Folgen, und so rief ihn nicht nur seine Reigung, sondern auch seine Pflicht zum Heimchen, Insinn, wohin man greift. Genug davon.

Die Charaktere — soweit davon überhaupt die Rede sein kann — sind zum Teil nach der alten Schablone gezeichnet, so der Gutsbesitzer, seine Frau, der Theaterbadfisch von einer Tochter, der Verwalter, das Dienstmädchen. Zwei Charaktere sind interessant angelegt, und einer ist auch sehr hübsch gestaltet. Es giebt in dem Stück einen Pfarrer, der frisch von der Universität kommt und als naive Mischung von Student und Würde des Amtes sehr erheiternd wirkt. Er belebte die ersten Akte und rettete sie. Nachher legt ihm Sudermann freilich eine Rede in den Mund, die so poetisch ist, wie das Gedicht eines Ladenjünglings an den wunderschönen Monat Mai. Herr Grunewald, der die dankbare Rolle spielte, trug einen schauspielerischen Erfolg davon, zu dem wir ihn von Herzen gratulieren. Der zweite Charakter, der interessant hätte werden können, ist das Heimchen. Sudermann hat den Charakter vielleicht geahnt, am Ende auch irgend wo geschaut (ich meine in einem Buche) — gestaltet hat er ihn nicht. Das Heimchen hat zwar von ihrer verwiderten Mutter die Kraft zum Stehlen geerbt, aber schließlich stiehlt sie gar nicht, das brave Weib — genau wie der Reffe, der auch so ungeheuer selbständig ist, um nachher wie ein schwachgenuter Junge unterzukriechen, der den Zorn des Onkels fürchtet. In dieser Beziehung hätten die beiden eigentlich zu einander gepaßt. Im Interesse der menschlichen Rasse ist es freilich ein Glück, daß sie nicht zusammengekommen sind. Frau Esoldt war als Heimchen zu blaß und farblos, wobei freilich zu beachten ist, daß sie es mit einer durchaus widerspruchsvollen Figur zu thun hatte. Denselben Umstand muß man Bonn zu gute kommen lassen. In den ersten Akten zeichnete er scharf und sicher. Nachher suchte er sich mit Würde in das graue Glend zu fassen und mehr konnte er wirklich auch nicht thun. Die übrigen Schauspieler hatten keine Rollen, die nicht jeder routinierte Schauspieler hätte bewältigen können. Nur Rosa Bertens war zu einer sehr unangenehmen Episode verurteilt. Es ist zu bedauern, daß wir sie am „Lessing-Theater“ so selten im ganzen Glanz ihres Talents sehen dürfen.

Erich Schläpfer.

### Kleines Feuilleton.

Ag. Vesperbrot. In den Stuben war die Ordnung schon wieder hergestellt, die Küche lag noch ganz im Groben. Auf allen Bänken, auf Tisch und Stühlen lagen und standen die Sachen umher. Dazwischen Körbe und Kisten, teils und verschmürrt und vernagelt, teils schon geleert und wieder mit altem Papier gefüllt. Man konnte sich kaum umdrehen in dem Mist. Mattos standen die Scheuerfrau und das Mädchen da,

fragend sahen sie zu der Hausfrau hinüber: „Wofangen wir denn hier zu eigentlich an, Frau Hennig? Die Dame antwortete nicht gleich; mit prüfenden Blicken überflog sie den Vorrat, dann ging sie mit raschen, energischen Schritten in die Küche hinein: „Ja, ich denke, Sie tragen zuerst die leeren Körbe nach dem Keller, Frau Volle, damit wir mal erst Luft kriegen, das Papier schmeißen Sie man gleich in die Korbhaken. Ich wer' derweile mit Marie den Küchenschrank und die Bretter einräumen.“

Die Schenkerfrau nahm einen der zunächst stehenden großen Wadkörbe, die Dame zeigte auf ein Bündel altes Eisenzeug: „Können Sie das nicht auch gleich mitnehmen? Da, und den kleinen Korb, den stellen Sie nur in den großen hinein.“

„Na dett is aber 'n bißchen schwer!“ Die Frau hob die zusammengeschnittenen Körbe an und stellte sie dann wieder hin; „da könnte die Marie eigentlich anfangen helfen.“

„Nein, Marie hat hier zu thun. Kommen Sie, Marie, stellen Sie die Töpfe hier auf's Küchensbrett.“

„Die drei Treppen rauf und runter, det is keen Spaß nich.“ Die Schenkerfrau brummte. Frau Hennig schnitt ihr die Rede ab: „Kommen Sie, kommen Sie, Marie, hier steigen Sie auf die Leiter, ich werde Ihnen die Töpfe zureichen, die blauen stellen Sie da links hin nach der Größe.“

Das Mädchen und die Schenkerfrau tauschten einen Blick. Das Mädchen zuckte die Achseln und stieg auf die Leiter. Die Frau trug stöhnend die Körbe hinaus, man hörte sie noch eine Weile damit auf der Treppe poltern.

Frau Hennig warf ihr einen verächtlichen Blick nach: „Na, die denkt auch wohl, sie muß sich tot arbeiten, wenn sie dreimal nach dem Keller läuft. Lassen Sie sie man allein gehen; wenn ich 'n Tag fünfzehn Groschen gebe, will ich auch meine Hilfe haben.“

„Frau Volle is aber fleißig, und rangehalten hat sie sich auch, alle sechs Fenster geputzt und . . .“

„Und Ihren schnippischen Ton verbitt ich mir! Wie stehen denn überhaupt die Töpfe da? Das ist ja ganz schief und niederlich. Haben Sie denn da kein Auge für? Der dritte muß viel mehr nach rechts! . . . Na, und da ist ja auch Frau Volle wieder! Sehen Sie, es ist gar nicht so schlimm!“

Die Schenkerfrau rieb ihre Arme und schauerte: „Na, man fühl's schon!“ Dann warf sie einen Blick auf das dekorierte Brett: „Au wird's aber schon sein. Die blauen Töpfe sehen ganz famos aus!“

Die Hausfrau lächelte geschmeichelt: „Ja, die machen sich sehr gut. Die putzen die ganze Küche, sind aber auch nicht billig, der Satz sechs Mark. Aber warten Sie nur, wenn wir fertig sind, dann nehm ich mir auch noch für den Küchensriegel alles in Blau. Na, wollen Sie nun die hier hintertragen?“

„Ja, ich geh' schon!“ Die Frau nahm die große Kiste und schleppte sie keuchend hinaus. Frau Hennig wandte sich wieder dem Mädchen zu. „So, nun können Sie erst hier die Wespentammer ausschneuern, Marie, damit wir da einräumen können; ja, und was willst Du denn, Gibi?“ Sie drehte sich um.

In der Küchentür stand ein Knabe und trommelte mit den Fingern ungeduldig an die Holzfüllung.

„Muttchen, ich habe so'n Hunger, schneid' mir doch 'ne Wespentulle!“

Die Hausfrau zog ein Gesicht: „Wir haben ja eben Kasse getrunken.“

„Ach, des is ja schon zwei Stunden her, und wo wir zu Mittag man bloß Erbsen mit Speck hatten!“ Der Junge maulte. „Ich hab' so'n Hunger, Muttchen!“

„Du bekommst um sieben Abendbrot!“

„Wis sieben is ja noch so lange hin, ach liebes, liebes Muttchen, ich krieg doch alle Tage eine. Siehst Du, schneid mir doch 'ne Stulle.“ Er schlang die Arme schmeichelnd um ihre Taille. Sie wehrte ihn ab: „Ja ja, gleich, geh' doch mir rein, ich werde sie gleich hineinbringen. Laß mal erst Frau Volle durch. Nun hab' ich noch nicht mal weiter ausgepackt, Frau Volle. Nun können Sie erst das Küchensfenster putzen, derweile mach ich dann noch Körbe leer.“

„Aber erst krieg ich meine Stulle, Muttchen, ja?“

„Ja, erst kriegst Du Deine Stulle. Jetzt mach aber, daß Du ins Zimmer kommst!“ Sie schob ihn auf den Korridor; dann langte sie keufend Brot und Butter aus dem Küchenschrank und schnitt ein paar derbe Klappbrote ab. Die Schenkerfrau warf einen verlangenden Blick darauf: „Ja, die Jungen, immer wollen sie essen, is aber schon wahr, Erbsen und Speck, so billig wie sie sind, se halten nich lange vor. Für mein'n Mann is bis auch nichts. Aee, da loch ich se nie oder doch noch was nach. Aee, wer derbe arbeitet, muß auch derbe essen!“

„Ja, das ist richtig.“ Die Hausfrau lachte nervös. „So, ich hab' Ihnen auch jedem 'ne Stulle abgeschneitten, essen werden Sie sie ja wohl.“

„Aber allemal, die sollen rutschen, nich Marie?“ Die Schenkerfrau nahm lachend das Brot: 'n Töppchen Kaffee dürfen wir uns wohl auch noch nachbüßen?“

„Ja, meinetwegen.“ — sie stand schon in der Thür. — „Essen Sie nur — ich werde mal erst meinen Jungen abfüttern.“

Der Knabe kam ihr jubelnd entgegen: „Au, da hab' ich mein Wespentulle!“

„Ja, da hast Du Dein Wespentulle und da hast Du noch was

und noch was.“ Ihre Hand klatschte gegen seine Wade: „Hundertmal hab' ich ihm schon gesagt, er soll nicht immer um Essen quälen, wenn das Mädchen und die Frau dabei sind; er kommt aber immer wieder. Jetzt hab ich denen natürlich auch was abschneiden müssen. Ein Skandal ist es! Statt jetzt zu arbeiten sitzen sie draußen und pflegen sich, und bloß um Dich dummen Jungen!“ —

— **Symbolische Körperbewegungen und die Sprache.** Bei dem stark ausgeprägten Sinn fürs Konkrete, bei einem Bedürfnis nach sinnlichen Ausdrücken ist ein Stück unsrer Zeichensprache, ein Teil der symbolischen Handlungen und Bewegungen in die Sprache übergegangen. So hat die Sprache eine Anzahl bildlicher, klar geprägter Ausdrücke geschaffen, deren Sinn jeder versteht. Unter dem Ausdruck: Kopfschütteln versteht jeder Verneinung, das Aufreißen der Augen ist für jeden ein Zeichen der Verwunderung. Der wird schön die Augen aufmachen heißt, wie jeder versteht, der wird sich schön verwunden. Jemand mit Füßen treten ist ein Zeichen der allergrößten Verachtung; ich lasse mich nicht länger von Dir mit Füßen treten heißt also, ich lasse mich nicht länger von Dir verächtlich und erbärmlich behandeln. Wir drücken uns statt abstrakt konkret aus. Ob die entsprechende körperliche Bewegung oder Thätigkeit wirklich stattgefunden hat oder nicht, kommt gar nicht in Betracht. Es sind eben feste ein für allemal ausgemünzte Redensarten geworden, wo das Sinnliche für das Unsinnliche steht. In den meisten Fällen wird die entsprechende Körperbewegung ganz gewiß nicht stattfinden; das erwartet auch niemand, und niemand giebt sich Rechenschaft darüber. Erst der Witz sucht wieder hinter dem Wille die Wirklichkeit. Tritt einer einen mit Füßen, so tritt er ihn ganz gewiß nicht mit seinen Füßen buchstäblich; kommt der Reichstag die Rede des Abgeordneten nur mit Kopfschütteln oder mit Achselzucken anhören, so hat er ganz gewiß weder mit dem Kopf geschüttelt, noch die Achseln gezuckt und wenn einer Mund und Nase aufsperrt, so sperrt er eben nicht Mund und Nase auf. — (Linschau.)

**Humoristisches.**

— **Galant. Bürgermeister** (zum Nachtwächter): „Warm sind Sie heute Nacht nicht eingeschritten, als die Studenten durch Singen und Schreien die Ruhe störten?“

**Nachtwächter:** „Ach, Herr Bürgermeister, es waren gar so nette Studentinnen drunter, daß ich nicht böß sein konnte!“ —

— **Ein feines Theater.** Fremder (im Wirtshaus): „Ihr Heldendarsteller hat gestern Abend aber famos ausgesehen!“

**Schmierendirektor:** „O, da sollten sie mal erst Sonntags ins Theater kommen . . . Da ist er frisch rasiert!“ —

— **Jasol höhere Tochter** (in einem Alpen-Wirtshaus): „Was ist denn das für ein schanderhaftes Gebimmel den ganzen lieben Tag?“

**Kellnerin:** „Das sind die Kuhglocken!“ (Flieg. Bl.)

**Notizen.**

— Für die Sundermannsche Premiere waren im Lessing-Theater 11 000 Vorbestellungen eingelaufen. Das Theater hat 1100 Plätze. —

— **Paul Linsemanns Schauspiel** „Der ewige Krieg“ wird Ende des Monats im Stadttheater zu Köln zur ersten Aufführung gelangen. —

— **Preise für Schuleinrichtungen** hat die Nationale Erziehungsvereinigung der Vereinigten Staaten ausgeschrieben. Zunächst sollen die besten Vorschläge für die Erziehung, die Heizung und die Ventilation der Schulgebäude mit je 800 M., die zweitbesten mit je 400 M. belohnt werden. Die Beschreibung darf 10 000 Worte nicht überschreiten und muß gedruckt oder mit Schreibmaschine geschrieben, ohne Namensunterzeichnung an den Vorsitzenden des Ausschusses (Mr. Taylor) in Emporia (Kansas), bis 1. Febr. 1901 eingesandt werden; der Name des Verfassers ist in einem versiegelten Umschlag beizufügen. Von jeder Bewerbung müssen drei Exemplare gesandt werden. —

— **Epheustadlinge** können jetzt im Herbst noch von einjährigen jungen Ranken gemacht werden. Man schneidet sie wie der „Praktische Wegweiser“ schreibt, auf vier Augen unter dem Blatt wie jeden Stedling. Dann nimmt man mittelgroße Töpfe, füllt dieselben mit reiner Mistbeet-Erde, der noch etwas Sand beigemischt wird und steckt die Stedlinge einzeln, 10–12 in einen Topf, hinein. Drei bis vier Wochen müssen die Töpfe ziemlich stark beschattet werden. Kurz vor Eintritt der Fröste kommen sie in einen hellen, ungeheizten Raum. Im Frühjahr pflanzt man die Stedlinge auf gut geloderte und etwas schattige Beete, wo sie bald Wurzeln schlagen und austreiben. —

— **Eine untermeerische Telephonverbindung** ist bekanntlich zwischen der belgischen und der englischen Küste hergestellt worden. Neulich wurden die ersten Versuche zu ihrer Benutzung gemacht, und die Verständigung zwischen Brüssel und London fiel so tadellos aus, daß die Linie bald dem öffentlichen Verkehr übergeben werden wird. —